

PAUL

Das
Leben
des
Antoine

B.

ROMAN

MINZEN

Antoine Bloyé

B

SUHRKAMP

ACADÉMIE_{DE}BERLIN

Suhrkamp



FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK

Diese Ausgabe von *Das Leben des Antoine B.* von Paul Nizan ist Teil der FRANZÖSISCHEN BIBLIOTHEK, die in Zusammenarbeit zwischen der ACADÉMIE DE BERLIN und dem SUHRKAMP VERLAG entstanden ist.

Gemeinsam wollen wir auf bedeutende, aber fast vergessene Werke der modernen französischen Literatur aufmerksam machen – die FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK soll dazu in einer ersten Auswahl als Kompass dienen und als Anregung, sich immer wieder aufs Neue für französische Literatur in deutscher Sprache zu begeistern.

Die ACADÉMIE DE BERLIN wurde 2006 unter der Schirmherrschaft von Richard von Weizsäcker gegründet. Ihre Mitglieder, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, haben es sich zum Ziel gesetzt, den kulturellen und gesellschaftlichen Austausch zwischen Frankreich und Deutschland zu fördern.

Antoine Bloyé ist stolz auf seine geradlinige Karriere bei der Eisenbahn. Der industrielle Fortschritt ist Ende des 19. Jahrhunderts in vollem Gange, und Bloyé ist Teil davon: Der soziale Aufstieg ist ihm gewiss, ebenso Heirat und Befehlsgewalt. Doch irgendwann beschleicht ihn ein Gefühl, das er nicht abzuschütteln vermag: Was tut er da eigentlich? Er beginnt, eine tiefe Entfremdung dem eigenen Leben gegenüber zu empfinden. In der funktionalen Rationalität der Industrie hat er sich zu einem Wesen entwickelt, das nach außen hin intakt, innen aber hohl ist. Viel zu spät sieht sich Bloyé mit der Frage konfrontiert: Wie viel müssen wir aufgeben, um uns in die rotierende Maschinerie der Produktivität einzufügen?

In diesem Dokument einer zugleich liebevollen und erbarungslosen Identifikation mit dem eigenen Vater beschreibt Nizan präzise und mit trügerischer Ruhe die »Verstümmelungen, die uns bevorstehen ... Wir wissen ja, wie unsere Eltern leben.« Er offenbart seine Angstvorstellungen: eines Tages in die Falle zu gehen und sein Leben gestohlen zu bekommen.

Neben *Das Leben des Antoine B.* schrieb Nizan zwei weitere Romane, die bereits in den Dreißigerjahren existenzielle Themen der französischen Literatur vorwegnehmen. So beschäftigt sich *Das troianische Pferd* (1935) mit den Konflikten kommunistischer Lehrer in der Provinz, in *Die Verschwörung* (1938) untersucht Nizan die gelangweilte Großstadtjugend, die nichts mit ihrem Leben anzufangen weiß. *Das Leben des Antoine B.* verführt durch makellos unaufdringliche Prosa und schildert die Misere eines zerrissenen und entfremdeten Lebens. Ein gültiges Buch über die bürgerliche condition humaine.

PAUL NIZAN wurde 1905 in Tours geboren und fiel 1940 beim Angriff der Deutschen auf Dünkirchen. Er studierte Philosophie in Paris und schloss Freundschaft mit Jean-Paul Sartre und Raymond Aron. Als politisch engagierter Journalist und überzeugter Marxist schrieb Nizan für zahlreiche linksgerichtete Zeitschriften wie *La Revue marxiste* und *La Littérature internationale*. Im Jahr 1938 erhielt er den Prix Interallié für seinen letzten Roman, *Die Verschwörung*.

PAUL
NIZAN

Das Leben
des
Antoine B.

Aus dem Französischen
von Gerda Scheffel

SUHRKAMP

Wenn der Kommunismus nun sowohl die »Sorge« des Bürgers wie die Not des Proletariats aufheben will, so versteht es sich doch wohl von selbst, daß er dies nicht tun kann, ohne die Ursache Beider, die »Arbeit«, aufzuheben.

Karl Marx, Die deutsche Ideologie

Erster Teil

Es war eine Straße, durch die fast niemand kam, eine Straße mit einzeln stehenden Häusern, in einer Stadt im Westen Frankreichs. Unkraut wuchs auf der gestampften Erde der Bürgersteige und auf dem Fahrdamm, Gräser und Wegerich. Vor den Häusern Nummer 11 und Nummer 20 breiteten sich Ölflecke aus, die von den beiden einzigen Autos der Straße stammten.

An der Nummer 9 trug der Türklopfer, von der Form einer Hand, die wie die Rechte eines Kaisers eine Kugel hielt, eine schwarze Schleife; am Fuß der drei Granitstufen vor dem Eingang stand eine schwarze, mit weißen Streifen verzierte Schachtel, geschmückt mit einem Kreuz und weißen Tränen: es war ein Haus, in dem es einen Toten gab.

Die Tür stand halb offen: die Besucher konnten eintreten, ohne zu klopfen, denn das Läuten der Klingeln und das Echo der Türklopfer in der Tiefe der Zimmer stören den Schlaf der Toten. Ab und zu, vielleicht einmal in der Stunde, hob ein Vorübergehender den Kopf zu der blau-weißen Emaille-Nummer und trat ein. Er drückte gegen die schwarze Tür mit dem schwarzumflorten Türklopfer, dem kupfernen Spion, der ovalen Kupferplatte und dem kupfernen Briefkastenschlitz: auf der Kupferplatte war ein Name eingraviert: Antoine Bloyé. Der Besucher machte ein paar Schritte über rote und weiße Fliesen, von denen eine, die locker war, unter dem Fuß wie eine Ankündigung widerhallte: eine alte Frau in Filzpantoffeln tauchte im Halbdunkel auf und nahm den Hut oder den Schirm des Ankommenden. Er fragte:

»Kann ich ihn sehen?«

Die Frau antwortete:

»Ja, Sie müssen hinaufgehen ... wir haben ihn nach oben getragen... er ist in seinem Büro zusammengebrochen... wir konnten ihn dort nicht lassen.«

Er ging die glänzende Eichentreppe hinauf: auf dem Trep-

penabsatz der ersten Etage fiel aus einer halboffenen grünen Tür ein ungewöhnlicher gelber Schein, wie das Licht bei einer Sonnenfinsternis. Er ging weiter, gepeinigt durch das aufdringliche Knacken seiner Sohlen. In der Tiefe des Zimmers stand das riesige Bett des Toten. Der flackernde Schein der Kerzen in den Kristalleuchtern, die seit Jahren nicht mehr benutzt worden waren, denn sie dienten nur den Toten, erhellte das Bettzeug. Ein Mann und eine Frau, deren Gesichtszüge schlecht zu erkennen waren, erhoben sich aus ihren Sesseln und näherten sich, um zu sehen, wer es war, der mit der Februar-kälte auf den Wangen hereinkam. Die Männer schüttelten sich die Hände, die Frauen küßten das feuchte Gesicht der Frau, sie sagten:

»Ich habe von dem großen Unglück gehört, das Sie betroffen hat...«

Oder:

»Wer hätte das erwartet, dabei war er doch noch so auf dem Posten. Wie schrecklich!... Wie vergänglich wir doch sind.«

Oder:

»Sie wissen ja, welch großen Anteil ich an Ihrem Schmerz nehme.«

Der Mann, Pierre Bloyé, der Sohn des Verstorbenen, zog sich wortlos zum Fenster zurück, nachdem er die ausgestreckten Hände geschüttelt hatte. Die Frau, Anne Bloyé, die Frau des Verstorbenen, verfiel wieder in ihr Schluchzen, das die Erschöpfung unterbrochen hatte und das jedes freundschaftliche Wort, jede Beileidsbekundung wieder neu hervorrief, wieder neu nährte, als würde sie dadurch daran erinnert, daß ihr Mann wirklich tot war, was sie bereits vergessen hatte. Alle, die kamen, nahmen einen Buchsbaumzweig vom letzten Palmsonntag aus einem tiefen Teller mit goldenen Streifen und sprengten ein paar Tropfen Weihwasser auf das Bett. Die Frauen näherten sich dem Körper, besprengten ihn und bekreuzigten sich mit der Sicherheit von Menschen, die ihre Bewegungen instinktiv und unbewußt wie Insekten ausführen;

die Männer segneten, verneigten sich ungeschickt. Dann fragten die Besucher:

»Wann ist die Beerdigung?«

»Übermorgen, morgen, heute nachmittag um vier«, antwortete Pierre Bloyé, der Zeit entsprechend, die vergangen war.

Die Leute gingen schließlich, und auf der Straße hielten sie noch einige Meter den Schwung und den Klang ihrer Schritte zurück, bis sie den magischen Kreis verlassen hatten, in dem die Gegenwart und die Macht des Todes alles beherrschte, bis sie sich berechtigt fühlten sich zu freuen, daß sie am Leben waren: und sie atmeten plötzlich ohne Zurückhaltung und ließen unbeschwert ihre Sohlen knacken.

In den Zeitungen der Stadt, im *Populaire*, im *Phare*, las man:

Madame verw. Bloyé

Madame Antoine Bloyé

Monsieur Pierre Bloyé

geben in tiefer Trauer den schweren Verlust ihres Sohnes, Gatten, Vaters bekannt,

Monsieur Antoine Bloyé

ehem. Ingenieur der Eisenbahngesellschaft von Orléans

Träger des Ordens für Verdienste um das Bildungswesen

verstorben in seinem 63. Lebensjahr.

Die Beerdigung findet am 15. ds. Monats in der Kirche Saint-Similien statt. Die Trauergemeinde versammelt sich um 15 Uhr im Haus des Toten, 19, Rue George Sand.

In seinem Zimmer lag Antoine Bloyé, zweiundsechzig Jahre alt, sein Gesicht war zur Hälfte von den Kerzen auf dem Nachttisch erleuchtet: da am andern Ende des Zimmers eine Petroleumlampe brannte, warf sein Profil drei Schatten an die Wand.

Pierre Bloyé betrachtete dieses Gesicht, das nicht ausgezehrt war wie das der Toten, die von tagelangem Todeskampf erschöpft sind: sein Vater war an einer Embolie gestorben, **kampflos**, er gehörte zu den Toten, von denen man sagt:

»Nicht wahr, er sah schön aus auf seinem Totenbett!...«

Die herabhängende Unterlippe unter dem weißen, vom Nikotin gelblich gewordenen kurzen Schnurrbart gab ihm einen schwer zu ertragenden Ausdruck von Enttäuschung, Hochmut und Verachtung. Wenn Pierre auch wußte, daß das die natürliche Wirkung des Todes auf einen zahnlosen Mund war, so sah er doch darin einen letzten Ausdruck der Gemütsverfassung seines Vaters, den Ausdruck eines Lebenden, das letzte Zeugnis, das er von seinem letzten Gedanken ablegte, seiner letzten Bedrängnis, der letzten Bedeutung, die er dem jähen Abschluß all seiner Jahre gab. Pierre wandte seine Augen von dieser steinernen Maske ab, zu der sie immer wieder hingezogen wurden. Seine Mutter weinte: bald mit einem Schluchzen, das ihren Körper wie ein heftiges Lachen hob, bald mit den spärlichen Tränen der Erschöpfung, dem versiegenden Rinnsal salzigen Wassers im Winkel der brennenden Lider.

So wachten sie drei eisige Februarnächte bei dem Toten. Die alte Hausangestellte, ein Nachbar und ein Vetter Anne Bloyés kamen von Zeit zu Zeit, um sie bei ihrer Wache abzulösen. In der Küche stand der Kaffee auf der Sparflamme des Gasherds, Pierre und seine Mutter tranken fröstelnd und legten sich dann für zwei Stunden hin wie Posten, die ihre Wache beendet haben. Sie fielen in einen tiefen Schlaf, aus dem sie hochfuhren, als wäre der Vater nur krank und hätte sie von seinem Bett aus wegen einer Medizin oder der Flasche gerufen oder um nach der Zeit zu fragen, und sie fühlten sich schuldig, daß sie geschlafen hatten; sie kehrten in das Zimmer zurück, in dem der Nachbar, die alte Hausangestellte, der Vetter gewacht hatten, bis zum Bauch in eine alte schottische Decke gehüllt. Wie kalt das Zimmer war! Das Fenster war etwas geöffnet: die Nachtfrost konservieren die Leichen. Sie blickten auf Antoine, immer noch heimlich erstaunt, daß er sich noch nicht bewegt hatte, sich noch nicht umgedreht hatte, um seine gewohnte Schlafstellung einzunehmen: vor der Reglosigkeit der Toten überkommt alle Men-

schen die Unruhe der Tiere und Kinder. Doch Antoine hatte nicht versucht, seine Lage zu verändern, er hatte sich keineswegs gerührt, er besaß bereits die steife Geduld der Toten.

In der letzten Nacht blieb der Sohn allein. Der Nachbar, die Hausangestellte und der Vetter waren es leid geworden; sie waren zu ihren Betten zurückgekehrt, zu ihren Häusern, die den Zauberbann des Todes, die Unordnung, die er in die Gewohnheiten des Lebens bringt, nicht kannten: der Nachbar war in sein Landhaus gefahren, der Vetter war zu seiner Frau gegangen, um mit ihr zu schlafen. Anne Bloyé, von Müdigkeit und Schmerz übermannt, schlief im Zimmer nebenan und wälzte sich schwerfällig im Schlaf, wobei die Matratze in der winterlichen Stille ächzte. Antoines alte goldene Uhr tickte immer noch auf dem marmornen Kaminsims und zerteilte die Nacht mit entsetzlicher Präzision: so folgen die Besitztümer der Menschen, von härterem Material als ihre Besitzer, noch lange nach ihnen ihrer Bestimmung; ihre Möbel überleben sie; ihre Kleidung, ihre Häuser, ihre Gedanken begleiten sie nicht. Von Zeit zu Zeit erhob sich Pierre, dessen Unbeweglichkeit ihn vor Kälte erstarren ließ, und ging auf und ab: jedesmal, wenn er sich bei der Tür umdrehte, sah er sein Gesicht in dem großen Spiegel über dem Kamin auftauchen: der bleiche Schatten im Schatten stieg herauf wie das Gesicht eines Ertrunkenen aus der Tiefe, und Pierre wandte seinen Blick ab von dem unbeweglichen Wasser, hinter dem das Land der Toten beginnt. Mehrmals berührte er die entblößte Stirn seines Vaters, die Hände dieses kraftvollen sanguinischen Mannes, aus denen das Blut gewichen war und die von nun an eisig blieben; er berührte die Kälte dieses Wesens aus Stein, dessen Lachen und dessen Wärme er gekannt hatte. In den Stunden, die auf Antoines Tod gefolgt waren, hatte Anne so ihren Mann berührt und zunächst gesagt:

»Er ist noch warm...«

Dann:

»Er fängt an, kalt zu werden...«

Als hätte sie das allmähliche Entweichen des Lebens beobachten wollen, seinen schrittweisen Rückzug, oder die Beweise für irgendeine Hoffnung. Als sie gemerkt hatte, daß der Körper wirklich steif und kalt wurde, war sie in Schluchzen ausgebrochen, in dieser Sekunde erst hatte sie begriffen, daß Antoine tot war; sie hatte aufgehört, mit ihm zu sprechen, ihn zu rufen, zu schreien: »Antoine, Antoine, antworte doch!« Sie hatte begonnen, von ihm in der dritten Person zu sprechen, nur in der dritten Person.

Der Tod eines Menschen löst eine genau geregelte Folge von Handlungen und Worten aus: diese Verwandlung eines Lebenden in einen stummen Gegenstand, der nicht mehr fragt, nicht mehr befiehlt, der nicht mehr befragt wird, der nicht mehr Ich antwortet, dieser Übergang von der menschlichen Beschaffenheit zum Zustand des Minerals bringt viele Leute in Bewegung, die für ihn bestimmen, und jede ihrer Entscheidungen stößt ihn weiter zurück zur Steilwand des Todes. In den zwei ersten Tagen hatten die Bewohner des Viertels, die Freunde, informiert durch die geschlossenen Fensterläden, die Nachricht in den Zeitungen, die Gespräche der Hausmädchen beim Bäcker und beim Fleischer, ihre Hilfe angeboten, um die Bräuche für die Ehrung der Toten zu erfüllen. Zwei Frauen aus der Rue Monselet, mit denen Anne noch nie gesprochen hatte, hatten den Körper mit Hilfe einer Nonne angekleidet. Die Nonne sagte zu Madame Bloyé:

»Ich möchte Sie nur bitten, Madame, ihm seine Hose anzuziehen.«

Welch ein Erstaunen vor soviel Schamhaftigkeit! Anne sagte später:

»Wie prüde diese Nonnen sind! Schließlich ist ein Toter doch kein Mann...«

Am zweiten Tag erschien ein Angestellter des Bestattungsinstituts: er hatte schwarze Gummigaloschen an und trug eine große Aktentasche aus Moleskin wie ein Vertreter, der seine Warenproben zeigen will. Madame Bloyé bot ihm im Eß-

zimmer einen Stuhl an; er zog seine Angebote heraus, seine Zeichnungen, und gab seine Phrasen von sich. Madame Bloyé sprach, nicht ihr Sohn: der Tod ist die große Sache der Frauen, der Schmerz hindert sie nicht, eine entsetzliche Geistesgegenwart zu bewahren, das Unschickliche genau vom Schicklichen zu unterscheiden und auf Anhieb die Größe der Beerdigung mit ihrem Vermögen und ihrer Sparsamkeit in Übereinstimmung zu bringen. Pierre lehnte an dem imitierten Renaissancebuffet, rauchte, kaute an seinen Nägeln, während er zuhörte, wie die Beerdigung sich nach einer Regie ordnete, die nichts dem Zufall überließ. Obwohl es zehn Uhr morgens war, brannte in dem Zimmer im Erdgeschoß die elektrische Deckenlampe, eine schmiedeeiserne Lampe, die an die Krone eines Merowingerkönigs erinnerte. Madame Bloyé sagte:

»Wir könnten die Läden aufmachen... Sie würden besser sehen...«

Sie machte diesen Vorschlag fast ohne die Lippen zu bewegen, davor zitternd, daß der Angestellte ihn annehmen könnte; doch dieser kannte die Riten, da er schon so lange mit den Familien Geschäfte machte, er wußte, daß man bei einem Toten die Fensterläden nicht öffnet, er lehnte ab. Anne Bloyé weinte und verhandelte: manchmal gab sie der Geschicklichkeit des Verkäufers nach: er erreichte schließlich ein Begräbnis vierter Klasse mit Portieren an der Tür, Initialen des Toten, Kästchen für die Visitenkarten: mehr konnte er kaum erwarten von einer bürgerlichen Familie, die bemüht war, die den Toten gebührenden Ehren mit der Sparsamkeit in Einklang zu bringen, die ein mittelmäßiges Vermögen fordert. Er überprüfte alles noch einmal, während er sich entschuldigte: »Es darf nichts vergessen werden: es ist immer sehr unangenehm, für den Kunden ebenso wie für uns, wenn später noch 100 Francs dazu kommen...«

Sie sprachen über den Sarg: Anne liebte schöne Säрге, sorgfältig gearbeitet wie Möbel. Sie hatte gelernt, schönes Holz zu würdigen, die Kunsttischlerei von der gewöhnlichen Möbel-

schreinerei zu unterscheiden. Sie hatte sich immer nach ihrem Tod einen ausgeschlagenen Sarg gewünscht: sie sah ihren Tod gern in einem gewissen behaglichen Wohlstand. Sie wollte, daß alle, die sie geliebt hatte, in den gleichen Zustand versetzt würden, sie weinte bei dem Gedanken, daß sie Antoine den Sarg schenkte, den er ihr so oft hatte versprechen müssen: ihr Mann war zehn Jahre älter gewesen als sie, sie empörte sich über den Irrtum des Schicksals, das ihn als ersten sterben ließ. Der Angestellte faßte zusammen:

»Sagen wir also: einen dreifachen Sarg, Tanne, gelackte Eiche und Zink, mit sechs Griffen, Kreuz, Schrauben... Wie möchten Sie die Griffen? Im allgemeinen liefern wir sehr große glatte Griffen...«

»Das ist sehr schön so«, sagte Anne seufzend. »Aber ich habe gar nicht ans Kruzifix gedacht... als meine Mutter starb, war keins darauf...«

»Hier wird das immer so gemacht«, sagte der Mann, »bei Särgen von einem gewissen Preis: das Kruzifix trägt zu ihrem Schmuck bei... mit einem Aufschlag von hundert Francs bekommen Sie ein Polster und eine Spitzenumrandung. Ein schöner, solider Sarg, schlicht, ohne Firlefanzen... Natürlich ist Watte da und ein Kopfkissen.«

»Hauptsache, es ist bequem«, sagte Anne. »In der Watte liegt er sicher gut.«

»Ganz bestimmt«, schloß der Angestellte. »Im Ganzen beläuft sich das auf circa zweitausendachthundert Francs...«

So fühlte Madame Bloyé, daß sie alles getan hatte, was sie zur Ehrung ihres Mannes tun mußte. Der Sarg, das Begräbnis, genau dem soliden, bescheidenen Leben des Bürgers angepaßt... Solid, schlicht, ohne Firlefanzen, das war sein ganzes Leben. Es befriedigte sie vollauf. Im übrigen war diese Ausschmückung des Begräbnisses ein letztes Geschenk, wie ein letztes Zeichen der Liebe für Antoine: sie wollte ihn verwöhnen, ihm mit einem Mal alle Geschenke und alle Beweise der Zuneigung geben, die er verdient hatte, die sie vielleicht ver-

säumt hatte, ihm zukommen zu lassen. Vielleicht war der Sarg etwas teuer, aber das war gut so:

»Wir sind ihm das schuldig«, sagte sie... »Er war so gut, so aufopferungsvoll...«

Beim Weggehen wandte sich der Mann vom Bestattungsinstitut, der sein Metier beherrschte, die den menschlichen Schmerz begleitenden Beweggründe kannte, noch einmal zu Madame Bloyé:

»Übrigens habe ich vier Männer für die Feierlichkeiten vorgesehen, vier Leuchter, kurz, alles Nötige... Andererseits bleiben noch die Aushebung des Grabes, die Friedhofskosten, überhaupt alles, was die Friedhofsverwaltung betrifft... Ich sage Ihnen das alles dann später... Ich möchte noch hinzufügen, daß Sie die Kränze bei uns kaufen können... eine kleine Nebeneinnahme der Angestellten...«

Er empfahl sich endlich, nachdem er mit Pierre Bloyé eine Verabredung vor der Kirche getroffen hatte, um die Trauerfeier zu regeln. Pierre ging zu seiner Mutter, er haßte ihre Kenntnisse, ihre Sicherheit, diese Höflichkeit gegenüber ihrem toten Mann. Um zu verhindern, daß sie die Bestellung des Sarges, der Portieren noch kommentiere, fragte er sie:

»Warum darf man die Läden in einem Haus mit einem Toten nicht öffnen?«

Seine Mutter sagte ihm, daß sie es nicht wisse, aber man tue es nicht: im Sterbezimmer sei das »verständlicher«, dort schließe man sie, weil das Licht die Auflösung beschleunigt, aber Bräuche lassen sich nicht erklären. Es gibt noch merkwürdigere: in manchen Gegenden werden alle Eimer, alle Schüsseln im Haus geleert, damit die Seele nicht in ihnen ertrinkt. Pierre hielt seinen Zorn zurück: er wußte, daß es vergeblich war, daß es unmöglich war, seine Mutter zu überzeugen, er zuckte mit den Schultern: er fühlte, daß diese Bräuche, dieser Glaube, diese Höflichkeiten seine Mutter von ihrem Schmerz ablenkten, er wollte sie nicht noch mehr bedrücken, indem er die Weisheit der Sprichwörter, die Madame

Bloyés Denken formten, beleidigte. Sein Vater würde nach einem Gottesdienst begraben werden: das erzürnte ihn, er sagte sich:

»Schließlich ist das fast eine Beleidigung meines Vaters... Er machte sich über all diese Geschichten von der unsterblichen Seele nur lustig...«

Laut sagte er:

»Es ist lächerlich, ihm war das alles verdammt egal... Mir kommt das wie ein Vertrauensbruch vor...«

Madame Bloyé, die sich gesetzt hatte, fuhr aus dem Halbschlaf ihres Kummers hoch, der sie wie ein Gift lähmte:

»Wie kannst du nur so reden, Pierre... Wenn dein Vater hier wäre... er würde das alles akzeptieren, um mir eine Freude zu machen...«

Pierre verließ, ohne zu antworten, das Esszimmer: er dachte darüber nach, daß sein Vater sein ganzes Leben lang Opfer dieses kleinen Satzes gewesen war.

Später traf er sich vor dem Pfarrhaus von Saint-Similien mit dem Angestellten des Bestattungsinstituts, der in der dienst-eifrigen, untertänigen Haltung neben ihm ging, die die Kupp-ler des Todes ebenso wie die Kuppler der Liebe annehmen. Eine alte Jungfer mit kalkiger Haut und einem kümmerlichen Haarknoten führte sie zu dem für diese Woche bestellten Pfarrvertreter. Es war ein dicker, rotgesichtiger Geistlicher mit verkniffenen Augen, der hinter einem schwarzen, fleckigen Schreibtisch hockte, der dem eines Polizeikommissars glich. Er lachte behaglich, als er den Vertreter des Bestattungsinstituts erkannte, erhob sich, machte einen Schritt auf den Fliesen des Büros und rief mit ländlichem Akzent:

»Ein Grüßgott dem Mann der Begräbnisse.«

Im Handumdrehen war alles beschlossen: der Gottesdienst entsprach der Begräbnisklasse. Der Vikar schloß geräuschvoll sein Register und sagte:

»Das wären sechshundertundacht Francs, Monsieur... keinen halben Centime mehr...«

Das Lachen breitete sich von seiner Stirn zu seinem Hals aus, der über den speckigen Kragen seiner Soutane quoll. Wieviel Geist bei dem Seelenhirten! Er fügte hinzu:

»Hat Ihr Verstorbener den Beistand eines Geistlichen gehabt?«

Pierre sagte, daß sein Vater keinen gehabt habe: der plötzliche Tod entzieht viele Seelen den Machenschaften der Betbrüder, dem Entreißen der letzten Beichte und dem Ritus der letzten Ölzung. Der Vikar hörte auf zu lachen: das Lachen fiel von seinem Gesicht wie eine Karnevalsmaske, sein Gesicht zeigte mit aller Niedrigkeit die Verachtung eines Kaufmanns für einen Kunden, der seine Ware nicht will.

Pierre ging.

Am Morgen des Begräbnisses wurde der Tote aufgebahrt. Die Leichenträger stellten die Bahre in den Salon: sie füllte ihn aus, sie verdrängte die Sessel, es war ein Möbel ohne Maß, das nicht für die Größe von Zwergenwohnungen gemacht war, in denen lebende Menschen sitzen und stehen. Geöffnet zeigte sie ihren Satin, ihre Spitzen, die denen von Konfektschachteln glichen, ausgestanzten Papiertellern, auf denen die Sonntagskuchen liegen. Die Männer trugen Antoine herunter, der in sein Leichentuch gewickelt war. Sie hatten Mühe: die Biegung der Treppe war eng und die Stufen glatt, der Körper wog das Gewicht der Toten. Ein Leichenträger sagte halblaut:

»Wir hätten da nie einen Sarg heruntertragen können.«

Ein anderer murmelte:

»Es war höchste Zeit.«

Denn der Körper begann sich aufzulösen. Als er im Sarg lag, begann ein scharfer, süßlicher Verwesungsgeruch sich im dunklen Salon auszubreiten: er enthielt eine Art Nachgeruch von Hyazinthen, eine übernatürliche Erinnerung an die Place du Carrousel im zeitigen Frühjahr. Pierre kannte diesen Geruch nicht, er besaß nicht das bittere Wissen der Männer, die